

Christoph Poschenrieder
Der unsichtbare
Roman

ROMAN

Diogenes

Dieser Roman wurde von der Landeshauptstadt München
durch ein Arbeitsstipendium von 6000 Euro gefördert
Covermotiv: Gemälde von Luigi Lucioni,
›Young man holding a red book‹

Dieses Buch ist Eva Schuster und allen anderen gewidmet,
die an das (noch) Unsichtbare glauben

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/19/852/1
ISBN 978 3 257 07077 4

Vorher

Es klopft

Es klopft.
Teufel noch mal, denkt Meyrink, wer klopft? Der Einzige, der hier klopfen darf – und zu gegebener Zeit auch klopfen wird –, bin ich, und ich habe nicht geklopft.

Er blickt in vier entgeisterte Gesichter. Das hätten sie nicht gedacht. Ausgerechnet bei einer spiritistischen Sitzung. Das Tischrücken hat kaum begonnen, der Tisch noch nicht einmal gezittert, schon gar nicht geschwebt, und es klopft. Die Apothekerwitwe bewegt stumm die Lippen, die Frage, die sie an den lieben Verstorbenen richten will, muss hinaus. Meyrink hebt die Hand; die Witwe ist jedoch nicht zu bremsen.

»Hartmut, bist du das?«

Wieder klopft es, und wieder ist es nicht der Hausherr. Es ist sicher nicht das Jenseits, das sich meldet, das wäre das erste Mal. Jemand am Tisch sabotiert die Séance. Jemand reißt das alberne Spiel an sich. Jemand treibt Scherz in einer ohnehin schon lächerlichen Situation. Jemand macht sich lustig, über ihn, Meyrink, den Spiritisten vom *Haus zur letzten Latern*. Die Apothekerwitwe ist es nicht. Sie legt die Hände wie zum Gebet zusammen.

»Hartmut, Liebster, es ist wegen des Schmucks, ich bitte dich. Wo hast du den Pfandschein versteckt?«

»Bitte nur Ja-Nein-Fragen, gnädige Frau«, sagt Meyrink.

Die drei anderen – Kimmerle, der Bankier, Eisenschmid, ein Fuhrunternehmer, von Rambaldi, Privatier – betrachten die Witwe dringlichst, als ginge es ihnen ebenfalls um den Pfandschein. Der Bankier kräuselt die Lippen in einem dezent süffisanten Lächeln. Elender Schuft, denkt Meyrink, deine Sorte kenne ich aus eigenem Erleben.

Es klopft. Es hämmert. Das ist nicht Hartmut, der Spieler, der seiner Witwe aus der Patsche helfen soll, der reumütig (weil er den Schmuck der Gemahlin für Spielschulden versetzt hat) aus dem Jenseits die Hand reicht. Da ist jemand an der Haustür; und der verliert die Geduld. Meyrink erwartet keinen Besuch und kann jetzt auch keinen gebrauchen. Mena, seine Frau, ist mit den Kindern in der Stadt geblieben; besser, wenn sie das hier nicht mitbekommen. Dumm, dass er sich hat überreden lassen. Aber wenn die Honoratioren immer wieder drängen ... Von Rambaldi ist wie Meyrink und Eisenschmid im Vorstand des Ruderclubs, der Fuhrmann hat ihm den letzten Umzug – es wird hoffentlich, hoffentlich der letzte bleiben – in dieses herrliche Haus besorgt, zu einem Preis unter Sportkameraden. Und Kimmerle sitzt der örtlichen Spar- und Darlehenskasse vor, was, sofern die Vorsehung es gut mit Meyrink meint, niemals eine größere Bedeutung erhalten sollte; aber die Zeiten sind schlecht, mit Aussicht auf noch schlechtere. – Von unten erneut das dringliche Hämmern an der Haustür.

»Entschuldigen Sie, meine Dame, meine Herren«, sagt Meyrink, »sicher nur ein später Hausierer. Wir setzen die Séance in einer Minute fort, behalten Sie bitte Ihre Plätze.«

Von Rambaldi schiebt das Zigarrenetui wieder ein. Die

Apothekerwitwe macht ein betrübtes Gesicht; solcherart, dass Meyrink im Hinausgehen innehält und sagt: »Nur keine Sorge, es wird uns schon gelingen, Ihren Mann herbeizuzitieren.«

Worauf sich der Bankier vernehmen lässt: »Aber ganz sicher.«

Meyrink stößt die Haustür auf – beinahe fegt er den Einarmigen von der Schwelle, der da steht, mit erhobener Faust, und dem nun die andere Hand besonders abgeht, nämlich um nach dem einseitig angebrachten Geländer zu greifen und seinen unvermeidlichen Sturz rücklings fünf Stufen hinab zu verhindern – also packt Meyrink ihn am leer schlenkernden Rockärmel und stabilisiert den taumelnden Mann fürs Erste, selbst wenn ihm eher danach ist, dem Fallenden noch einen Stoß zu verpassen. Beherrschung, sagt er sich, Beherrschung. Warum nennt man mich den Buddha vom See?

Mit einem Hausierer hat er es nicht zu tun, das ist ein feiner weicher Wollstoff, den er gerade noch in der Hand gehalten hat. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite steht ein langgestreckter, dunkler Wagen wie ein dösender Panther, schnurrend und sprungbereit, der Motor läuft. Der Chauffeur lehnt mit geschlossenen Augen an der Flanke und dreht seine Mütze vor dem Bauch, als lenke er den Wagen über eine kurvige Straße. Von dem Tumult an der Tür hat er nichts mitbekommen; oder er ist überaus diskret.

»Wer sind Sie, und was wollen Sie?«, fragt Meyrink den Einarmigen.

Der fischt nach einem Brief in der Innentasche seines Rockes und sagt:

»Sie sollen einen Roman schreiben.«

Meyrink denkt, der andere hält ihn zum Besten. Dieser Einarmige ist gewiss kein Gesandter seines Verlegers. Der, wenn Meyrink ihm ankündigte, er habe ein Romanmanuskript fertig, mit vielen Worten doch nur sagen würde: Schon wieder? Wir haben noch reichlich lagernd vom *Grünen Gesicht* und von der *Walpurgisnacht*.

»Wer will das?«

»Das Auswärtige Amt in Berlin«, sagte der Mann, »mein Name ist Doktor Rechenmacher, und ich bin nur der Überbringer der Nachricht, die ich in Ihre Hände zu legen habe. Diese Anfrage nur einfach so per Post zu schicken – ich weiß nicht –, ich bin hier, um die Ernsthaftigkeit dieses Angebots zu unterstreichen.«

Es ist übrigens der rechte Arm, den er verloren hat. Er hält sich etwas schief, die Schulter links ein wenig tiefer, als fehlte auf der anderen Seite das Gegengewicht. Ist wohl noch nicht so lange her, denkt Meyrink, der hat wohl den Arm auf einem der Schlachtfelder gelassen. Aber um einen Brief zu überbringen, reicht ein Arm. Solange die Hand noch dran ist; oder eine Prothese. Man sieht so viele Krüppel in diesen Tagen. Unglaublich, was einem alles an Extremitäten fehlen kann, und dennoch leben diese Gestalten.

Auf dem Umschlag erkennt Meyrink seinen Namen. Darunter steht:

== = P E R S Ö N L I C H ! = = =

»Und ich brauche Ihre Antwort«, sagt Rechenmacher, »zumindest einen Vorbescheid. Ob Sie interessiert wären. Es eilt nämlich ein wenig.«

Was Meyrink bräuchte, ist die Lesebrille; aber die liegt oben, bei den vieren. Dorthin will er nicht. Er tastet nach dem Hausschlüssel in der Rocktasche und zieht die Tür hinter sich ins Schloss.

»Sie sind mit dem Inhalt vertraut?«, fragt er den Sendboten.

»In groben Zügen, mein Herr. Die Angelegenheit ist im Grunde überaus simpel: Wir möchten, dass Sie einen Roman schreiben, aus dem für jedermann klar ersichtlich und verständlich wird, wer am Ausbruch des andauernden, bedauerlichen Krieges schuld ist. Wenn es außerdem unterhaltsam wäre, schadet es auch nicht.«

Meyrink, verdutzt: »Bitte, wie?«

»Nun ja«, sagt Rechenmacher, »ein Tatsachenroman, ist wohl auch durchaus modern.«

»Und wer, um alles in der Welt«, sagt Meyrink, »soll schuld sein an diesem gigantischen Schlamassel?«

»Ich bin nicht ermächtigt, darüber Auskunft zu geben«, sagt Rechenmacher, »vielleicht weiß ich es auch nicht.«

»Und wenn meine Nachforschungen ergeben, dass es die Mohikaner gewesen sind?«, fragt Meyrink.

»Solange es schlüssig dargelegt ist. Also, meine Meinung. Ich lese Romane, durchaus gerne. Aber sprechen Sie das bitte mit Berlin ab.«

So richtig überzeugt klingt er jedoch nicht.

»Haben Sie irgendeine Legitimation außer diesem Brief, Herr Doktor Rechenmacher?«, fragt Meyrink, dem plötzlich Zweifel kommen. Man treibt Scherz mit ihm. Was sonst? So etwas ist doch – unerhört.

»Ich bin nur der Bote, wie gesagt, alles Weitere ergibt

sich aus dem Schreiben, welches natürlich auch nicht die Frage der Honorierung ausspart. Was darf ich nach Berlin melden?»

Nun ist immerhin das Stichwort gefallen, auf das hin auch weniger bedürftige Kandidaten als Meyrink aus der Kulisse herbeigeeilt gekommen wären. Natürlich muss die Honorierung über den Fall entscheiden. Es besteht hier die Gefahr des schriftstellerischen Selbstmordes: Da sollte es schon ein seidener Strick sein, an dem man sich aufhängt. Aber noch ist der Brief nicht geöffnet, noch ist er, Meyrink, nicht kompromittiert, noch kann er den Umschlag an den Einarmigen zurückreichen, mit vor Indignation zitternder Stimme ausrufen: Was erlauben Sie sich, mich mit Ihrem abstrusen, was sage ich, infamen Anliegen heimzusuchen! Ich bin ein Künstler und damit per definitionem nicht käuflich!

Gut, denkt Meyrink, gut, wenigstens ein Mal in Gedanken inszeniert zu haben, was auszusprechen ich nicht über mich bringe. Nicht jetzt.

Er versenkt den Brief in der Rocktasche.

»Ich muss ein, zwei Nächte darüber schlafen«, sagt Meyrink und schiebt nach: »Bin jedoch nicht abgeneigt.«

Als er in den vernebelten Raum zurückkehrt (Kimmerle und von Rambaldi haben sich, verdrossen ob der langen Wartezeit, Zigarren angesteckt), sagt er abwesend: »Ich hatte eine Erscheinung.«

»Sie?«, ruft empört die Apothekerwitwe, »ohne uns?«